

Literarische Umschau.

Von E. Hall S. V. D.

An die Vorsteher der italienischen Missionshäuser in Rom, Parma, Mailand, Verona, Turin, Genua hat Se. Heiligkeit Papst Pius X. ein wichtiges Schreiben zur Förderung des italienischen Missionswesens gerichtet, das auch durch die Tagespresse bekannt geworden ist. Es heißt darin u. a.: „Es ist für uns selbst schmerzhaft, konstatieren zu müssen, welch kleinen Anteil Italien an dem Evangelisationswerke unter den Heiden nimmt, obgleich es der Sitz des Katholizismus ist. Es ist schon richtig, ehrwürdige Brüder und liebe Söhne, daß ihr in der uns übermittelten Adresse als Hauptgrund hierfür die völlige Unkenntnis angeführt habt, die unter uns über die Pflicht herrscht, daß jeder in seiner Art mitzuwirken hat, namentlich durch Gebet und Almosen, um unter denen, die ihn noch nicht besitzen, den unendlichen Schatz des Glaubens zu verbreiten.“ Dann ermahnt der Papst die Vorsteher der Missionsanstalten, „den Eifer noch zu verdoppeln zum Nutzen dieser Heidenvölker, indem ihr veranlassen wollt, soweit dies in eurer Macht steht, diesem noch zahlreiche Freunde und Wohltäter in Italien zuzuführen. Um zu diesem Ziele zu gelangen, ist von großem Nutzen die Mitwirkung der Bischöfe, deren Liebe und Eifer, wie wir wissen, in großzügiger Weise über die Grenzen ihrer Diözesen hinausgehen“. Von der planmäßigen Aufklärungsarbeit, die von den Missionsgesellschaften und dem heimatischen Klerus in verständnisvollem Zusammenwirken geleistet werden soll, erhofft der Papst den Aufschwung des Missionswesens.

Die Salzburger Kirchenzeitung (Nr. 9 vom 27. Febr. 1913, 109) gibt einen sehr optimistischen Artikel über Die Zukunftsreligion der Balkanvölker wieder, den ein in Bulgarien lebender katholischer Missionar in einem slawischen Blatt veröffentlicht. Die Opferwilligkeit der Katholiken und ihrer Missionare im Kriege habe das Urteil der Bevölkerung über den Katholizismus sehr viel günstiger gestimmt. Die Balkanlawen hätten zwar jetzt noch russische Hilfe nötig, würden Rußland aber bald kulturell überflügeln und bei zu auffälligen russischen Umklammerungsversuchen vielleicht zu einem Massenübertritt zur katholischen Kirche geneigt sein. „In weiten Kreisen empfindet man bereits heute in Bulgarien die Bevormundung durch Rußland schmähsch, wenn nicht unerträglich, und man verfolgt mit äußerstem Interesse jedes Urteil, das von den westlichen Kulturnationen über die Balkanvölker gefällt wird. Es ist also dies eine recht kritische Zeit, in der die katholische Presse vorsichtig sein sollte in ihren Äußerungen. Wenn der katholische Missionar sieht, wie weite katholische Kreise in der absprechendsten Weise sich über die Balkanvölker auslassen, so glaubt er sich um seine Hoffnungen gebracht.“ Ob diese Hoffnungen berechtigt sind, muß die Zukunft lehren. Allzu rosig scheinen die Aussichten keinesfalls. Wenn die barbarischen Roheiten der Serben und Montenegriner gegen die albanesischen Katholiken typisch sind für die Gefühle der Balkanlawen der katholischen Kirche gegenüber — was wir freilich wenigstens für Bulgarien nicht annehmen — so ist höchst zweifelhaft, ob die genannten politischen Erwägungen stark genug sein werden, den fanatischen Romhaß zu überwinden. Gerade in der letzten Zeit häufen sich die Nachrichten über das serbisch-montenegrinische Schreckensregiment in Albanien. „Vierhundert katholische Albanier sind, wie eine Pressemitteilung aus Wien besagt, in den letzten Tagen gezwungen worden, in die serbischen Kirchen zu ziehen, wo sie von dem serbischen Popen in die orthodoxe Kirche aufgenommen wurden. Sechs katholische Dörfer der Umgebung haben unter dem unerhörten Druck montenegrinischer Soldateska bereits den Übertritt zur serbischen Kirche beschlossen. Sechzehn andere katholische Dörfer in der Umgebung von Djakovar sind bisher in ihrem Entschluß, beim Katholizismus zu verbleiben, nicht wankend geworden. Das Eintreten Österreich-Ungarns für die katholischen

Albanier scheint zu beweisen, daß Österreich-Ungarn nicht gewillt ist, die Stadt Djakovar unter den gegenwärtigen Gefahren an Serbien und Montenegro abtreten zu lassen.“ Montenegro soll die Parole ausgegeben haben: entweder orthodox oder tot. Morde sind an der Tagesordnung. Es ist wahrlich schwer, bei dieser Sachlage der Dinge der Presse Vorsicht und Zurückhaltung anzupfehlen. Sie wird schon viel leisten, wenn sie sich vor nicht ganz gerechtfertigten Verallgemeinerungen hütet.

Anläßlich der Wahlen für die konstituierende chinesische Reichsversammlung schreibt Bischof Henninghaus in der katholischen Missionskorrespondenz (Nr. 5 vom 1. Februar 1913): „Die Bevölkerung scheint sich der Wichtigkeit dieses Geschäftes noch gar nicht bewußt zu sein. Wahlberechtigt ist jeder 25jährige Chinese, welcher zwei Dollar jährliche Steuern zahlt und lesen und schreiben kann. Die Katholiken beteiligen sich ebenfalls bei der Wahl ... Da sie nur einen verhältnismäßig kleinen Bruchteil der Bevölkerung bilden und zumeist aus dem Bauernstande sich rekrutieren, so können sie wohl nur in wenigen Gebieten an die Aufstellung eines eigenen Kandidaten denken ... Durch einen jüngst veröffentlichten Erlaß des Unterrichtsministeriums wird auch Privatpersonen und Privatgesellschaften gestattet, Schulen zu gründen und zugleich diesen Anstalten die staatliche Anerkennung versprochen, falls sie sich dem Regierungs-Schulplan anschließen und sich der Aufsicht der Regierung unterstellen. So ist auch nach dieser Richtung hin eine neue Tür geöffnet.“

In einem Referat über das Werk „Missionary methods St. Pauls and ours“ von Roland Allen streift Joh. Warneck (MZ 1913, 94) eine interessante missionsmethodische Frage: „Ich kann dem Satze, dem man in englischer Missionsliteratur oft begegnet, daß der Missionar sich möglichst freimachen müsse für Heidenpredigt, während er die Gemeindegarbeit an inländische Christen abzugeben habe, nicht beistimmen. Nach meiner Erfahrung bleibt der fremde Missionar in der Evangelisation unter Heiden immer Stümper, so sehr es ihn freilich gerade dazu immer drängt, während der ideale Heidenprediger der vom Geist Gottes geleitete Heidenchrist ist. Der findet den Weg zu Ohr und Herz der Volksgenossen. Hingegen in der Leitung und noch mehr in der inneren Weiterführung der Gemeinde, in der Belehrung über den neuen Pflichtenkreis, in der Auseinanderlegung der Schätze des Evangeliums angesichts heidnischer Gegner und Irrlehrer im eigenen Lager, in der Auseinandersetzung des christlichen Glaubens mit heidnischem Erbgut, da überall ist der reife, durchgebildete, vorausschauende, durch die Kirchengeschichte gewitzigte Missionar unentbehrlich.“ Demgegenüber wird in katholischen Missionsberichten hervorgehoben, daß ohne die kräftige Mitwirkung des Missionars zur Heidenbekehrung ein schneller Fortgang des Missionswerks nicht zu erzielen sei, während die einheimische Geistlichkeit sich für die Pastoration der Christengemeinden gut eigne. Die ungleich längere und gediegenere Ausbildung der einheimischen Priester in den katholischen Missionen scheint diese Erfahrung hinreichend zu erklären.

In der politischen öffentlichen Meinung Deutschlands hat sich das Urteil über den Kulturwert der Missionsarbeit sehr zugunsten derselben geändert, nachdem die Nationen englischer Zunge ihren überlegenen Weitblick auch auf diesem Gebiete längst bekundet haben. Paul Rohrbach in seinem lesenswerten Buche: „Der deutsche Gedanke in der Welt“¹ (Düsseldorf und Leipzig) macht in dieser Hinsicht

¹ Die von Rohrbach im 1. Kapitel konstruierte nationale Inferiorität der deutschen Katholiken fordert die schärfste Kritik heraus und muß von diesen als eine persönliche Kränkung empfunden werden. Bildet denn die scharf ausgeprägte Rationalität der rein katholischen Völker, der Spanier, Franzosen, Italiener, über die Verfasser mit einer leichtfertigen Wendung hinweggeht, nicht eine glatte Widerlegung seiner aprioristischen Deduktionen? Diese starre, unlogische, gegen alle Tatsachen sich sperrende Hartnäckigkeit ist bezeichnend für die unbezwingliche Macht des Vorurteils selbst in gebildeten und gelehrten Kreisen, und weit entfernt von der objektiven Ruhe, die Verf. zur Behandlung dieses heiklen Themas fordert. Rohrbachs religiöse Stellung ist auf der äußersten Linken des

interessante, die Situation beleuchtende Gegenüberstellungen, und auf Ostasien Bezug nehmend führt er aus: „Die englisch-amerikanischen Missionsgesellschaften sind gegenwärtig die wichtigsten Träger der vereinigten englisch-amerikanischen Kulturpropaganda in China. Gewaltige Mittel fließen ihnen von allen Seiten zu. Industriekönige und andere Magnaten des amerikanischen Wirtschaftslebens machen Millionenstiftungen zu Händen der Mission, um damit großartig organisierte, von angelsächsischem Geiste erfüllte Schulsysteme für die Chinesen zu errichten“ (244f.). Der ebendort mitgeteilte Aufruf der Londoner „Times“ und anderer großer Zeitungen in England, Kanada und den Vereinigten Staaten zur Gründung einer angelsächsischen Universität in China ist vom Herzog von Connaught, dem Bruder Eduards VII., von englischen Hochadligen und vielen Universitätsprofessoren und endlich – und das ist besonders bemerkenswert – von chinesischen Ministern gezeichnet. Das praktische Interesse dieser leitenden Kreise hat denn auch dem englisch-amerikanischen Einfluß in Ostasien ein gewaltiges Übergewicht gesichert, das kürzlich noch durch die äußerst wichtige und in ihren Folgen weitreichende Bevorzugung der englischen Sprache im Unterricht dokumentiert worden ist. Somit knüpft sich an die Mission als die Hauptträgerin des Unterrichts eine nationale Angelegenheit von größter Bedeutung, und es ist durchaus gerechtfertigt, auch von missionarischer Seite auf diese Tatsache hinzuweisen. Für das deutsche Interesse kommt außerordentlich viel darauf an, daß „deutsche Missionschulen, von denen neben ihrer religiösen Tätigkeit auch noch eine Förderung des allgemeinen deutschen Kultureinflusses ausgeht, im Namen unserer nationalen Idee energische Unterstützung erhalten“, und es ist an der Zeit, „daß der deutsche Bildungsphilister sich die gedankenlose Meinung abgewöhnt, Mission sei eine Sache, die kein näheres Interesse verdiene. Was Mission für die Ziele aktiver nationaler Kulturpolitik bedeuten kann, das lehrt uns das englische, amerikanische und französische Missionswesen in China, im Orient und in Afrika mit so zweifelsfreier Eindringlichkeit, daß wirklich mehr als bloße Unwissenheit dazu gehört, um die Augen vor dem Tatsächlichen zu verschließen“ (247). Das sind gewiß beherzigenswerte Worte. Die Forderung müssen wir aber im Namen einer selbstbewußten christlichen Mission ablehnen, daß die „konfessionell orientierte Missionspredigt“ vor den „mit christlich deutschem Geist erfüllten Kultur- und Menschlichkeitswerken“ zurücktreten solle (248). Das kann methodisch zeitweise am Platze sein. Als Prinzip ausgesprochen bedeutet es nichts anderes als eine Entwertung ihrer treibenden Arbeitskräfte. „Die eigentliche Aufgabe der Mission“, wie es in dem einleitenden Artikel der Kolonialen Rundschau vom Januar d.J. heißt, „kann nie anders als religiös sein“ (2). Ihre nationalen und kulturellen Leistungen ergeben sich von selbst, und in diesem Sinne darf man von der deutschen Mission erwarten, daß sie deutsche Missionsarbeit leiste. Dieser tatsächliche Befund legitimiert sie aber auch ausreichend, selbst religiös wenig interessierten Kreisen die Unterstützung dieser deutschen Arbeit mit der Kolonialen Rundschau als ein „nobile officium“ (4) vorzuhalten und alle Nationalgesinnten aufzufordern: „wenn wir in Ostasien nicht ganz ins Hintertreffen gelangen wollen, ist die Gründung deutscher Hochschulen unabweisbare Notwendigkeit; alles Aufgaben, die in den Bereich der Mission fallen, die von ihr am besten gelöst werden können, zu deren Ausführung ihr aber die Mittel fehlen. Ist Deutschland nicht reich genug, um diese glänzenden Möglichkeiten auszunützen? Oder sind wir zu kleinlich und kärglich, um große Dinge groß anzufassen? Hier helfen zu können, müßte jedem Deutschen eine Lust und eine Ehre sein“ (5).

Noch in einem anderen Sinne bestehen enge Beziehungen zwischen Mission und nationaler Kultur. C. Skovgaard-Petersen (Aus Japan, wie es heute ist, Basel 1912) läßt einen gebildeten Japaner den Vorwurf erheben, „die Missionare

liberalen Protestantismus und natürlich hält er, wie auch die Empfehlung des Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins, in die das letzte Kapitel seines Buches ausflingt, hinreichend bezeugt, diese gewiß sehr akkommodationsfähige Form des Christentums für die bestgeeignete zu einer rückhaltlosen Auseinandersetzung mit der Gedankenwelt des Heidentums.

hätten allzuwenig Rücksicht auf die japanische Kultur, sowohl in sozialer wie in geistiger Hinsicht genommen" (56), und glaubt demgegenüber feststellen zu müssen, „daß die volle Verschmelzung von Christentum und nationaler Kultur nicht Sache des fremden Missionars, sondern der eingeborenen Christen eigene Sache ist“. Vom Missionar selbst könne man nicht viel mehr verlangen, als daß er dieser Verschmelzung nicht im Wege stehe (57). Die katholische Mission wird diesen Ausführungen grundsätzlich nicht beipflichten. Sie sind auch, wie uns dünkt, nur ein erzwungenes Zugeständnis an eine menschliche Schwäche, die man besonders den englischen und amerikanischen Missionaren nachsagt, daß sie nämlich Christianisieren mit Anglizieren resp. Amerikanisieren zu verwechseln sehr geneigt sind. Gegenüber der kompromißartigen Neutralität, die Skovgaard-Peterfen als äußerste Möglichkeit hinstellt, erhebt die katholische Mission mit Nachdruck die Forderung, daß eine weise, taktvolle Akkommodation die Seele ihrer Missionsmethode bilden muß, und betrachtet es als eine der vornehmsten Pflichten des Missionars, sich innerlich so zu disponieren, daß er in einer fremden Denkungsart und Gefühlswelt heimisch genug wird, um nicht mit den Wahrheiten und Lehren des Evangeliums die Last einer fremden Kultur seinen Zuhörern und Pflegebefohlenen aufbürden zu müssen. Das verlangt die pietätvolle Rücksicht auf das überkommene Erbgut gesunden Volkstums und in dem Maße eindringlicher, als die nationale Kultur eines Volkes individuell geartet und selbständig erscheint, das verlangt vor allem natürlich das Interesse der christlichen Religion selber, für welche die Schonung und Pflege der nationalen Kulturgüter, ihre Vertiefung und Beredlung, ihre Befruchtung mit christlichen Ideen nichts weniger bedeutet als die Schaffung des Urgrundes, auf dem die endliche Massenbekehrung der Völker sich vollziehen muß. Es ist offenbar, daß es sich hier um eine Sache handelt, die hohes pädagogisches Geschick und eine entsagungstüchtige Weitherzigkeit verlangt. Der einheimische Christ wird für gewöhnlich nicht in der Lage sein, die harmonische Verschmelzung der nationalen Kultur mit dem vollen und ganzen Christentum so unbeschadet beider Teile vorzunehmen, wie es der gebildete Europäer vermag. Wenigstens dürfen wir das von den katholischen Glaubensboten bei ihrer gediegenen Allgemeinbildung behaupten, ohne damit sagen zu wollen, daß auch das tatsächliche Streben überall in dieser Richtung gehe. Es zeigt aber auch diese Frage wieder, wie wenig berechtigt die oft gehörte Ansicht ist, für die Missionare sei irgend eine Allgemeinausbildung oder gar eine auf die unmittelbar praktischen Bedürfnisse eines speziellen Missionslandes zugeschnittene ausreichend! Nein, die beste Bildung und Geistesbildung ist gerade gut genug! Und dazu sollten in keiner Mission Männer von außergewöhnlichem Weitblick und wissenschaftlicher Befähigung fehlen, eine Forderung, die wir schon bei den älteren katholischen Missionstheoretikern aufgestellt und begründet finden.

Eine Überspannung des Akkommodationsprinzips begegnen wir in der liberalprotestantischen Missionsmethode. Hier geht die Rücksicht auf die angestammte Kultur bis zur Preisgabe wesentlicher Bestandteile des Christentums (vgl. O. Franke, Wandlungen im chinesischen Geistesleben, in: Paul Rohrbach, Deutsche Kulturaufgaben in China, Berlin-Schöneberg 1910). Bei der Darbietung christlicher Wahrheiten wird den Heiden nicht die Verpflichtung auferlegt, den Glauben der Väter zu verlassen. Man will das Evangelium als einen Sauerteig in das chinesische Geistesleben hineinsetzen und es dann der Entwicklung anheimgeben, „welche eigenartigen Formen christliches Wesen sich dort schaffen wird“ (31). Auf Taufen wird bis auf weiteres grundsätzlich verzichtet. Zur Kritik dieser Methode brauchen wir kein Wort zu verlieren. Mit bitterer Ironie können wir dem Verf. beifallen, wenn er schreibt (ebd.): „Wenn es irgend einen Weg gibt, der unter den heutigen Verhältnissen in China weiterführt, so ist es dieser und dieser allein.“ Dieser Weg wird weiterführen, aber am Christentum vorbei.